

Die Schulden des Majors.

Novellette von Camille Lemonnier.

Als Hans Bergmann als Freiwilliger ins Heer trat, war er ein guter, braver Junge, der nie jemandem etwas zu Leide getan. Doch im Jahre 1830 kam es zu furchtbaren Kämpfen zwischen Belgien und Holländern, und Bergmann hatte in Brüssel, wie alle anderen, an den erhaltenen und gegebenen Schlägen seinen Antheil. Man behauptete, er schlug sich wie ein Löwe. Eine Kugel bohrte ihm ein Loch in den Kopf, und man hob ihn für halbtodt auf. Glücklicherweise starb Hans Bergmann nicht. Als er wieder in den Dienst trat, hatte er eine breite Narbe an der Wange und die Galons des Sergeanten auf seiner Uniform.

Hans Bergmann wurde in kurzer Zeit das Muster der Sergeanten, wie er das Muster der Soldaten gewesen war. Nie kam er zu spät in die Kaserne. Er behandelte seine Untergebenen mit brüderlicher Milde. Er gehörte nicht zu denen, die beim Ertheilen von Befehlen stuchten und für die armen Teufel von Soldaten nur harte Worte haben. Hans vergaß sogar das Böse, das man ihm zeitweise anthat. Thatsächlich war er sehr beliebt, und die Leute, die ihm über wollten, waren ebenso selten, wie die Flühe in seiner Tunika.

Guter Hans Bergmann! Es war ein schöner Tag, an dem er zuerst seine neue Sergeanten-Uniform durch die Straßen spazieren führte. Er war nicht stolz, aber er empfand doch eine milde Wärme in seinem Herzen, wenn einfache Soldaten, noch am vorigen Tage seine Waffenbrüder, ihm den militärischen Gruß erwiesen. Eines Sonntags kam seine Mutter nach der Stadt. Er führte sie auf die Promenade, dann ins Theater; und die gute Mutter wurde roth vor Vergnügen beim Anblick der jungen Mädchen, die ihren schönen Sergeanten von der Seite anblinzelten und viel leicht an das Glüd dachten, ihre kleine Hand auf seine Galons stützen zu dürfen.

Unglücklicherweise hatte die Natur, die Hans Bergmann alle Tugenden geschenkt, vergessen, ihm den Sinn für Ordnung und Berechnung zu verleihen. Man verdient nicht viel im Dienste seines Landes, trotzdem gelangt es zuweilen auch armen Sergeanten, sich von ihrem Sold für nen Tag, wo sie sich verheiratheten, etwas Geld zu sparen.

Das war bei Hans nicht der Fall. Er war kein Verschwendler, und doch glitt ihm das Geld wie Wasser durch die Finger. Die Monate vergingen, einer nach dem andern, und mit ihnen kam ein Haufe kleiner Schulden, die den armen Sergeanten auf heftigste beunruhigten. Vergeblich legte er sich sechs Tage lang die größten Entbehrungen auf. Man sah ihn dann am Rosenentisch vom Morgen bis zum Abend lesen, um nicht an die Pfeife, das Bier und die Karten zu denken; doch am siebenten Tage schloß er sein Buch, fing wieder an zu rauchen, zu spielen, seine drei Pinten zu trinken und mit den Kameraden zu plaubern.

Drei Pinten! Das war keine sehr große Ausgabe und doch — er wußte selbst nicht, wie es kam, daß diese drei Pinten eine schreckliche Totalsumme ergaben. Hans gestand sich nämlich selbst nicht, daß der größte Theil seines Geldes den Armen zufiel, die auf der Straße Hunger und Kälte litten; ebenso dachte er nicht daran, daß sein Tabaksbeutel stets den einfachen Soldaten geöffnet war, die daraus nach ihrem Belieben schöpften, als hätte der Tabak ihm nichts gekostet.

„Ach was,“ sagte sich der gute Sergeant, der schließlich die Unmöglichkeit einfah, sein Budget noch weiter einzufchränken, „der Leutnant wird die Schulden des Sergeanten bezahlen.“

Dann schlief er, vertrauensvoll in die Zukunft blickend, in ruhigem Schlummer ein. „Wer warten kann, dem gelingt alles,“ sagt das Sprichwort, und dieses Sprichwort hatte auch zum Theil bei Hans Bergmann recht; denn er wurde Leutnant; doch die Schuld wurde nicht nur nicht geringer, sondern schwoll immer mehr und mehr an.

Ein Sergeant kann noch immerhin auf der Straße Pfeife rauchen und an der Kasermentafel essen; man braucht nicht im Theater die schönsten Plätze zu nehmen und spart die Ausgabe der Handschuhe, indem man die Hände in die Taschen steckt. Aber ein Leutnant! Hans lernte nun schöne junge Mädchen kennen. Er sah sie bei Freunden auf Gesellschaften, er tanzte mit ihnen auf den Bällen, er begleitete sie auf der Promenade, und seine Gage hatte darunter zu leiden.

Und wenn es nur das gewesen wäre! Unglücklicherweise kann ein Leutnant nicht wie ein Sergeant den armen Leuten, die ihm auf der Straße bei hümmlichem Wetter zusehen: „Ein kleines Almosen, mein schöner, mein guter Herr Leutnant!“ Kupfermünzen geben. Auch das Mittel hat seine Forderungen, und die weißen Silbermünzen kam häufiger aus den Taschen des Leutnants als die Kupferheller.

Hans Bergmann war jetzt ein dicker, blonder, hübscher Mensch mit rofigem, gesundem Gesicht. Seine Zähne lächelten schneeweiß in voller Lebensfreude; der einzige Schatten in

diesem Licht war die Erinnerung an seine Schulden. Ach, er wäre der glücklichste von allen Sterblichen gewesen, wäre er nicht seine Ehegattin, seine Cigaretten, sein Zimmer und drei bis vier Flaschen Champagner schulden gelieben; doch die war er schuldig und noch verschiedenes andere. Auf die Länge jedoch tröstet man sich über alles, selbst darüber, daß man Geld schuldig ist, und jedesmal, wenn ihn die Bitterkeit wieder packte, pflegte Bergmann zu sagen: „Werde ich nicht auch Hauptmann werden? Der Hauptmann wird schon die Schulden des Leutnants bezahlen.“

Er wurde auch in der That Hauptmann. Er zählte vierzig Jahre, und einige Haarbüschel am Rande seines Tschalos schillerten bereits silbern. Das war die richtige Zeit, um sich zu verheirathen; später hätte er auch nicht mehr daran denken dürfen. Hans Bergmann fühlte, wie sein Herz höher schlug beim Anblick des hübschen Fräulein Badwies, der Tochter eines Kaufmanns, der sich von den Geschäften zurückgezogen. Er hatte das Glüd sie eröthen zu sehen, als er von ihrer Verbindung sprach, und sie verheiratheten sich bald darauf, wie es alle thun sollten, die sich in diesem Leben lieb haben.

Hans Bergmann wurde in kurzer Zeit das Muster aller Ehemänner, wie er früher das Muster der Sergeanten und Leutnants gewesen war; nie ging er ohne seine blonde Gattin aus, wenn er nicht gerade in den Dienst mußte, und Abends nahmen sie beide bei Freunden den Thee ein oder empfingen alte Kameraden in ihrem behaglichen kleinen Häuschen. Manchmal indessen blieben sie auch allein, und das war nicht der schlechteste Augenblick des Tages. Hans tauchte dann seine Augen, seine guten blauen Augen in die seiner kleinen Frau, und die Stunden vergingen. Sie zog ihn an seinem biden Schnurrbart, er berauschte sich an ihrer Anmuth und Frische.

Dann ließ sich eines Nachts eine ganz kleine dünne Stimme im Hause vernehmen, die aber doch so kräftig war, daß sie das Haus vom Keller bis zum Dachgiebel ausfüllte.

„Ach,“ dachte sich Hans schwermüthig, „man kann nicht alles Glüd haben. Mit dem Kinde kommen mir neue Ausgaben; ich werde die Taufe, die Kinderwärterin, die Toilette und die Schule bezahlen müssen, ganz abgesehen von all dem, was der Soldat, der Sergeant und der Leutnant noch nicht bezahlt hat.“

Doch wenn das kleine Mädchen seine laffen schwarzen Augen auf ihn richtete, verklärte ein breites Lächeln das Gesicht des guten Hauptmanns. Er zündete sich seine lange Pfeife an und dachte: „Der Major wird die Schulden des Hauptmanns schon bezahlen.“

So ging das Leben für den guten Hans Bergmann dahin. So vergeht es für viele andere; man verheirathet auf den nächsten Tag, was man heute hätte thun sollen. Doch die Tage sind nicht so glücklich bei jedermann, wie sie es für den Hauptmann Bergmann waren. Kaum konnte die Kleine schreiben und lesen, da wurde er zum Major ernannt.

Jetzt mußte er daran denken, mit seiner Vergangenheit abzurednen. Er dachte auch in der That daran und zwar sehr häufig. Doch ein Major hat an seiner Gage nicht zuviel, wenn er sein Haus, seine Empfänge und seine Pferde bestreiten soll. Ein Major ist eine offizielle Persönlichkeit, ebenso offiziell wie seine Pferde. Selbst seine Diensthofen haben einen offiziellen Charakter wie er, und man weiß, was das kostet.

Welch ein Unterschied gegen die Zeit, wo man noch Hauptmann war! Man konnte nur einmal im Monat empfangen, Ersparnisse machen und sein ruhiges, behagliches Leben führen. Jetzt war alles ganz verändert, und doch war Hans Bergmann nicht stolz. Er war der Vater seiner Soldaten. Man sagte, wenn man von seinem Regiment sprach, das Regiment Bergmann. Er vertheilte reichlich an die Leute Tabak und Bier, und was die Armen betraf, so war er stets ihre Vorsehung geblieben; doch er gab jetzt als Major, nachdem er früher als Hauptmann, als Leutnant, als Sergeant gegeben, was etwas ganz anderes ist.

„Ach,“ dachte er, „wenn ich nur nicht die Pferde zu ernähren hätte, wenn ich nur nicht diese große Parade von Haus hätte!“ Und im Grunde seines Herzens dachte er mit tiefer Traurigkeit daran, daß er bald sechzig Jahre zählte, und daß wohl niemand nach seinem Tode seine Schulden bezahlen würde, wenn er sie nicht bezahlte; denn er hatte die Altersgrenze für den Obersten bereits überschritten.

Darum leistete er wahre Wunder von Heroismus, um an seiner Gage zu sparen. Wie in der Kasernezeit legte er sich Entbehrungen auf; er rauchte ganze Tage nicht, und das war etwas sehr Schmerzlich für ihn, denn er liebte den Geruch des Tabaks und nichts verzeigte ihn in heiterere Gedanken, als eine reine Havana, die er in seiner Meerschaumpipe schmauchte. Ober er meldete sich krank, um nicht an der Offiziersstafel erscheinen zu müssen und wenigstens seinen Antheil am Diner sparen zu können. Doch nie hatte er die Kraft, seinen Pferden ein Hofestorn, seiner kleinen hübschen Rana einen Bonbon,

seiner treuen Lebensgefährtin eine Aufmerksamkeit und nothleidenden Armen ein Fünftelstück zu verfallen. Und so wurde jedermann in seiner Umgebung dick und blühend, wie in einem indischen Paradies.

Langsam wanderte Hans Bergmann dem Alter zu, von Großen und Kleinen geliebt. Es herrschte eine tiefe Traurigkeit in der Stadt an dem Tage, als man erfuhr, die Krantheit hielte ihn an sein Bett gefesselt. Seine farblosen Lippen öffneten sich zeitweise, als wenn er etwas sagen wollte, doch schloß er sie stets wieder, ohne ein Wort gesprochen zu haben. Nur ein Gedanke quälte ihn.

Endlich drehte er seinen alten Kopf lächelnd seiner Frau zu und seufzte: „Gertrud meine gute Frau, ich hatte gehofft, vor meinem Tode einige kleine Schulden bezahlen zu können, die ich im Dienste gemacht. Doch das ist nicht möglich. Der liebe Gott, wenn er nur will, er wird die Schulden des Majors bezahlen.“

Ein sonderbarer Leuchthurm.

Während man sonst gewöhnt ist, sich unter Leuchttürmen die rettenden Wahrheiten vorzustellen, welche die gefährdenden Punkte der Küsten bezeichnen und von den Schiffen draußen auf dem Meere mit ängstlicher Sorgfalt beachtet werden, gibt es einen Leuchthurm auf unserem Planeten, der auf seiner Seelarte eingetraget ist. Er ist vielmehr inmitten einer weiten Ebene auf dem festen Lande errichtet, einer Ebene allerdings, die für den einzelnen Wanderer sowohl wie für Karawanen nicht geringere Gefahren in sich birgt, als das nasse Element.

Dieser eigenartige Leuchthurm dient, wie seine Brüder, welche die Küste umfamen, dem hohen Zwecke, Menschenleben zu retten. Er befindet sich in dem schrecklichen Wüstengebiet von Arizona und bezeichnet die Stelle, an der in dem wasserlosen Lande ein Brunnen zu finden ist. Man ist genöthigt, über 50 englische Meilen nach der Himmelsrichtung zu marschiren, ehe man von diesem Punkte aus wieder auf eine Oase stößt.

Es ist ein primitiver Ziehbrunnen. Aus einer Tiefe von 200 Fuß muß sein Wasser heraufgeholt werden. Man bedient sich dazu eines großen Schöpfseimers und hat ein kleines Maulthier dafür angestellt, das mechanisch immer rund um den Brunnen trottel und so die rotirende Trommel in Bewegung setzt, die das Gefäß hochzieht. Das Thier weiß aus langer Uebung ganz genau, wie oft es seinen Rundgang machen muß, ehe der Eimer so weit in die Höhe gefördert ist, daß er überliefert und seinen Inhalt in einen darunter angebrachten Bottich ergießt.

Der Mann, der den Brunnen errichtet hat, heißt Joseph Dien. Er verdient es, daß sein Name der Nachwelt erhalten bleibe. Dem wackeren Manne fiel es auf, daß sehr häufig Reisende vor urst auf dem Wege gestorben waren, die nur noch einige Schritte zu machen gehabt hätten, um die rettende Trinquelle inmitten der Wüsten zu erreichen. Hätten sie gewußt, sagte er sich, wie nahe ihnen die Rettung war, so hätten sie gewiß den letzten Rest ihrer Kräfte zusammengenommen und damit doch wohl noch das letzte Stückchen Weg zurückgelegt. Von dieser Erwägung ausgehend, richtete er aus freiem Antriebe mit seinen eigenen Händen eine hohe hölzerne, weithin sichtbare Stange neben seinem Brunnen auf, an der er jeden Abend eine hellbrennende Lampe hinaufwindet. Dieser Leuchthurm ist frei d so primitiv wie der Brunnen, dessen Vorhandensein er bemerkbar machen will, indem in der schier unbegrenzten Ebene ist er auf viele, viele Meilen in der Runde sichtbar und unzählige halberstarrmachte Wanderer haben mit seiner Hilfe ihre schwachen Kräfte wieder aufgefrischt.

Wiel verkauft.

In Elbing trat vor kurzem eine junge Dame, eine „Großhändlerin“, in den Laden eines Fleischers und wollte einen Schinken kaufen. „Ach habe hier vor wenigen Wochen, gleich nach meinen Krugze nach hier, zwei Schinken von Ihnen gekauft. Sie waren vorzüglich. Kann ich noch dieselbe Sorte bekommen?“

„O gewiß, gnädige Frau,“ antwortete der Fleischermeister schlagfertig und zeigte auf eine ganze Reihe hängender Schinken, „das ist alles die nämliche Sorte.“

„Gut. Sind sie aber alle auch wirklich von demselben Schweine?“ fragte die Dame weiter. „Ganz gewiß,“ erklärte der Fleischer, ohne mit der Wimper zu zuden.

„Das ist vorzüglich. Bitte, schicken Sie mir nun gleich drei Schinken nach Hause!“ — Dem Wunsch wurde natürlich entsprochen.

Gute Freunde.

„Seitdem der Baron um sein ganzes Vermögen gekommen, kennt ihn die Hälfte seiner Freunde nicht mehr!“

„Und die andere Hälfte?“

„Die weiß noch nicht, daß er sein Vermögen verloren!“

Alldings.

Mutter: „Lern tu recht fleißig, Kinder! Bedenkt, was man gelernt hat, kann einem Niemand rauben!“

Der kleine Moriz: „Aber Mutter, was ich nicht gelernt hab, das kann mir doch erst recht Niemand rauben!“

Die Strafe des Kreuzes.

Charfreitagstudie von Dr. J. Wieser.

Die Strafe des Kreuzigung, die uns heute wohl als die barbarischste aller Todesstrafen erscheint, war bei den Völkern der alten Welt lange Zeit verbreitet. Tief in Asien, bei den Babylonern, Perlern und Phöniziern, den Völkern der ersten und anfänglichen Kultur des Orients, dessen Bewohner bis auf diesen Tag einen starken Zug von Grausamkeit in sich behalten haben, waren das Hautabziehen und die Kreuzigung an der Tagesordnung und häuften sich namentlich bei den Persern, seitdem die Könige sich selbst einem üppigen Serralben, die Regierung des Reiches ihren Großen überließen. Bei den Nachbarn der Perser, den Syrern und Phöniziern, und bei den Abstammungen der letzteren, den Karthagern, wurde ohne Zweifel in Nachahmung jener das Kreuz ebenfalls als härteste Todesstrafe eingeführt. So ließ Darius nach der Eroberung von Babylon 3000 vornehme Gefangene kreuzigen, und der tarthagische Senat quälte auf diese Art seine Feinde, wenn sie unglücklich gegen den Feind gewesen waren.

Die alten Ägypter, dieses schon früh in weltlichem Wissen und für die alte Welt auch religiös hochgebildete Volk that die harte Strafe der Kreuzigung gleichwohl eingeführt. Zumal findet sie sich bei den späteren ägyptischen Königen, welche aus Alexanders Schule sich dem Volke aufgedrungen hatten. Als der Weichling Ptolemäus Philopator starb, kreuzigte der Pöbel von Alexandria die Kontabinen des elenden Königs. Von dem Macedonier Alexander wird mehrmals erzählt, daß er mit Vorliebe die Vertheiliger fester Städte nach der Einnahme kreuzigen ließ. So ließ er 2000 wehrlose Gefangene, die mit Todesverachtung ihrer Vaterstadt Tyrus sechs Monate lang vertheidigt hatten, an Kreuze nageln, mit denen er „auf eine weite Strecke hin das Ufer säumte.“

Am meisten sehen wir das Kreuz in den Händen der römischen Justiz, wohl deshalb, weil wir von dem peiniglichen Verfahren der Römer wie von ihrer Geschichte überhaupt am meisten wissen. Wir finden dort die Kreuzigung, wie sie sich vom selteneren Gebrauch und von einer einfacheren Einrichtung ihres Instruments nach und nach so wohl vervielfältigt als auch zu „künstlicherem“ Verfahren entwickelt hat. Ohne Zweifel machten sie ihre erste Bekanntschaft bei Völkern, die das Kreuz schon gebraucht, wahrscheinlich also in der Zeit der punischen Kriege.

Die Römer behandelten alles, auch ihr peinigliches Verfahren, mit einer streng logischen Klassifikation. Da nun der Unterschied zwischen Freien und Leibeigenen längst in die Gesetzgebung übergegangen und mit aller Stille verwachsen war, so ergab es sich von selbst, daß man auch die Leibes- und Lebensstrafen danach verschieden ausstufte. Sie bezielten daher bei Kapitalverbrechen dem römischen Bürger das Beil vor, auch wohl die Erwürgung und in den Zeiten der Entartung aller übrigen Sitten den Scheiterhaufen oder das Zerreißen durch wilde Thiere; Sklaven, Gladiatoren und Räuber wurden kreuzigt. Daher die kurze, fürchterliche Benennung „Sclaventod“ (servile supplicium). „Civis romanus sum!“ sagte der Apostel Paulus, als man ihn zum Kreuzestode verurtheilte, und so mußte man zum Schwerte greifen. Der Tod am Kreuze wurde ebenso betrachtet, wie man heute etwa den „Galgen“ ansieht.

In den ersten Zeiten der römischen Kreuzesstrafe vollstreckten ohne allen Zweifel die Militärtribunen die Sentenz des richtenden Hausherrn auf den Landgütern in summatischer Kürze; später aber wurde in Rom ein besonderer niedriger Beamter der Republik zur Vollstreckung der Todesurtheile an gemeinen Verbrechern angestellt, während der Freigeborene gesetzlich von Victor, der aber selbst Bürger war, durch das Beil oder durch Erbrofflung vom Leben zum Tode befördert wurde. Der erste Akt der Hinrichtung war die Geißelung; die römische Geißel war schon in ihrer Konstruktion der unerbittlichen römischen Justiz würdig: knoizige Striche oder mehrere leberne Riemen, in die an einzelnen Stellen noch kleine, etlige Knoten eingnäht waren, so daß natürlich schon auf den ersten Hieb Blut floß und oft schon die Geißelung an sich tödlich wirkte. Freie aus besseren Ständen wurden, was für ehrenvoller galt, bloß mit Stöden (fustes, virgae) geschlagen.

Von der Geißelung ging es zum Nichtplage. Die Ausdrücke: in crucem rapere, in crucem trahere deuten wohl an, wie gewaltthätig man dabei mit dem Delinquenten umging und wie rücksichtslos man verfuhr. Wohl denkbar, daß ein soeben Gezeigelter, bis ihm die Sinne schwannten, zerissen von Schmerz und Wunden, mehr geschleppi als geführt werden mußte. Der Verurtheilte trug häufig sein Kreuz — dessen Form meist ein lateinisches T war — selbst und unter Jauchzen oder Fluchen des Pöbels, je nachdem dieser Partei nahm. Auf der Nichtstätte wurde der Verurtheilte entkleidet; die Entblößung sollte das Ehrlose und Beschimpfende vermehren, das man ja in aller irdentlichen Weise mit dieser Todesstrafe zu verbinden mußte; selbst die Frauen hat jene entsetzliche Zeit mit dieser Behandlung nicht verschont.

Auf die Prozedur der Kreuzigung selbst, die in oft verschiedenen Abstufungen vor sich ging, soll an dieser Stelle nicht eingegangen werden.

Sicher war der Tod ein äußerst grausamer und qualvoller. Die heidnischen Schriftsteller schweigen sich darüber im allgemeinen aus, obwohl sie so oft in dieses Holz des Jammers erwähnen, laut ihren Abscheu vor einem solchen Tode ausdrücken. Christliche dagegen haben mit besonderer Bezugnahme auf das Leiden Jesu ausführlicher davon geredet.

Zunächst verursachte dem Getreuzigten das Eigen auf dem harten und schneidenden Sitzholz untrügliche Schmerzen. Die ganze Schwere des Körpers ruhte auf einem schmalen Pflock, der, je mehr der Körper sank, desto schmerzlicher in das Fleisch schnitt und auf die Beckenbeine drückte. Dieses „sebile“ galt und wurde angewendet bei den römischen Kriminal-torturen als Folterwerkzeug, um Geständnisse zu erpressen, und wohl hat es seinen Zweck erfüllt; aber bei Kreuzigungen hatte der Arme nicht einmal die Hoffnung des Gefolterten; für ihn wurde dieses Holz der Altar, auf dem er hoffnungslos endete. Arme und Füße des Getreuzigten waren mit Seilen angebunden, wohl auch der Leib, und diese knoizigen Striche umwanden unarmherzig die Muskulung, daß das Blut in den Adern stockte und diese schmerzlich schwellte; sie hemmten jede Bewegung des Leibes, gaben ihm eine untrügliche feste Haltung, die, an sich schon schmerzlich genug, von Minute zu Minute noch schmerzlicher wurde. Endlich waren Hände und Füße mit großen, biden Nägeln durchbohrt, die die Knochenverbindung zerrißen; die Wunden erweiterten sich immer mehr, entzündeten sich an der brennenden Sonnenhitze, so daß eine brennende Röthe und glühende Fieberhitze den ganzen Leib ergriff und wie in einem Schmelzofen der Schmerzen ihn durchbrannte. So wird es leicht erklärlich, wie bei allen Getreuzigten sehr bald der Ruf nach einem Schlud Wasser laut ward, ein Schrei der Noth, in den auch Jesus, kaum noch Herr seiner Qual, mit aufstimmten mußten. Aber den wenigsten von allen, die an Kreuze endeten, hat man auch nur so geringe Erquickung dargereicht, wie die paar Tropfen, die Jesus mit seinen brennenden Lippen aus jenem dargereichten Schwämme einfog; zumeist verhalte dieser Schrei ungehört; fast alle hat man auch noch der Höllenqual des Verstickens gleichgiltig überlassen. Wenn man die Schattirung des schredensvollen Bildes völlig ausschließen wollte, so müßte man auch an das fliegende Gezeier erinnern; aber auch so mag man sich die Furchbarkeit der Kreuzesstrafe ausmalen, die den Armen ohne Hoffnung als die auf den Tod ließ.

Und der stelte fast regelmäßig, wenn man nicht zur Mörkung der Leiden das Crucifixum, d. h. das Zerklagen der Schenkel, anwandte, erst spät sich ein. Nachdem Tag und Nacht oft vergangen und die Getreuzigten minuten- und stundenweise ihn herbeigerufen, nachdem sie bis zum Wahnsinn gelitten, Schmerzen ausgestanden, für die es kein Wort mehr giebt, nachdem sie, wie Seneca sagt, tropfenweise ihr Leben verhaucht, kam endlich die Hoffnung und der Trost auch für ihr Leiden — der Tod.

Dumor in der Säule.

Die „Bild. Prot.“ theilen folgende Schulhumoristika mit. Aus Waffstücken: Das Schaf erkreut uns auch nach dem Tode noch durch den fleischlichen Pfänger seiner Gedärme. „Früher sind die Leute im hohen Alter gestorben, denn mit der ärztlichen Kunst war es noch nicht weit her.“ „Waffstücken zeichnen sich durch ihr unhandliches Format aus.“ „Leffiges Gram über den Tod seiner Frau war ein so tiefer, daß er überhaupt erst nach Italien gehen mußte, um die Wunden zu heilen, die ihm seine Frau geschnitten hatte.“

Detailierter Kummer.

Junge Frau (schluchzend): „Ich sehe es deutlich, Du liebst mich nicht, Du hast mich lediglich wegen meiner 974 Mart 75 Pfennig geheirathet!“

Am Giser.

Arzt: „Was doch dieser Doktor Josef für ne große Praxis hat.“ Kollege: „Nurwürdige, und dabei ist er das größte Kindvieh — unter uns natürlich!“

Ein galanter Kellner.

Dame: „Sie, Kellner, das Bier ist ja ganz warm.“ Kellner: „Der Gnädigen gegenüber kann ja nichts kalt bleiben!“

Verblümt.

Tochter des Hauses (beim Mittagessen): „Diesen Pudding habe ich selbst zubereitet, wie schmeckt er Ihnen?“ Gast: „Gnädige! Fräulein sind zu etwas Höherem geboren.“

Zimmer der Weide.

Professor (spät Nachts heimkehrend, zur Gattin, die in ihrer Gardinenpredigt öfters heden bliebt): „Aber liebe Frau, es scheint, Du hast Dich heute wieder nicht genügend vorbereitet!“

In der Küche.

Köchin: „Das ist eine gute, treue Seele, mein Schatz; neulich war mir der Hammelbraten verbrannt, ich sage Dir, da hat er mit mir geweint!“

Der Freier.

Humoreske von S. o. J. a.

Anna, die älteste und wenigst hübsche von vier sehr heirathslustigen Schwestern, hatte endlich einen Freier gefunden. Leider kannte sie aber denselben noch nicht persönlich. Aber regt durch seine Heiraths-Annonce unterhielt sie bloß einen lebhaften Briefwechsel mit ihm; jedoch in seinem letzten Schreiben hatte er, der Postbeamte Heinrich Schön, seinen Besuch in nahe Aussicht gestellt.

Anna las diese Zeilen immer wieder in freudiger Erregung und fühlte sich bereits glücklich als künftige Braut. In süße Träumerei versunken, vergaß sie sogar, ihre Toilette zu beenden, und befand sich noch im Morgen-Reglige, als es an der Gartenthür heftig läutete.

Anna eilte zum Fenster. Vor dem Haupte stand ein, nicht gerade elegant, doch anständig gekleideter Herr. Anna sah, daß seine Gestalt mittelgroß und rundlich war, daß ein breites Gesicht und einen dunklen Schnurrbart sein eigen nannte. Gerade so hatte sich Heinrich Schön in seinen Briefen geschildert.

Kein Zweifel — da stand schon der ersahnte Bräutigam. Und wie sah Anna aus!

Hastig verständigte sie die Familie, und Schwester Emma begrüßte stahl ihrer den Gast. Der aber fragte sofort nach Fräulein Anna. Emma entschuldigte die Schwester, daß sie nicht ganz wohl gewesen, und deshalb noch mit der Toilette beschäftigt wäre. „Aber, aber,“ sagte Herr Schön mit eigentümlich böhmischem Accent, schau ich gar nicht genau hin auf Fräulein Anna, und find's wir sehr bald fertig miteinander.“

Dabei lächelte er überlaut und mißfiel dem jungen Mädchen sehr. Er war nämlich ausnehmend häßlich, hatte Blatternarben im Gesicht, Zahnlücken und große, plumpe Hände, welche in sehr abgetragenen Zwirnhandschuhen steckten.

Arme Anna, dachte Emma, wie wird sie enttäuscht sein!

Währenddem war auch die Mutter herbeigekommen und förmlich zurückgeprallt, als sie ihn, nichts weniger als schönen Herrn Schön in der Nähe sah. Nein, einen solchen Schwieger-sohn wollte sie nicht haben. Lieber gar keinen!

Doch aber war die Rechnungsräthin artig mit dem Besuche. Sie bat ihn, auf der Terrasse Platz zu nehmen, und beauftragte ihre jüngste Tochter, Erfrischungen zu besorgen.

„Ne gar nicht nöthig, Inädige Frau,“ sagte abweichend Herr Schön. „Ich will jaoo nur Fräulein Anna sprechen.“

Da ließ die Jüngste schleunigst zu Anna: Schwägerchen, komm doch schnell! Der Herr kann's ja gar nicht mehr erwarten. Er will sich nicht einmal sehen.

Und Anna beeilte sich. In wenigen Minuten war sie fertig, und nun sah sie zum Fenster herab auf den stürmischen Freier, der auf der Terrasse so ungeduldig ihrer harrete. Anna sah, wie häßlich der Mensch war, und alles Verlobungsglück zerfiel in ihr wie ein Kartenhaus.

„Wah! aufschluchzend sank sie in ein Stuhl mit dem einen Gedanken: Heinrich, mir graut vor Dir!... Lange sah Anna, die Enttäuschte, so da.“

Endlich aber stand sie doch ernst, wortlos vor dem Fremden, der sie auch seinerseits nur stumm, mit einer sinnlichen Verlangung begrüßte.

Anna stellte vor: „Hier, Herr Schön, ist meine Tochter Anna.“

Herr Schön nickte ganz gleichgiltig, endlich aber plachte er ärgerlich heraus: „Will ich doch nur Fräulein Köchin Anna, was mich hat herbeigestellt ammeffen lassen naiz Stief-in. Bin ich sie nämlich Schwestermeister Aren.“

Mama und Tochter sahen sich bestroffen an.

Anna lief schnell zum Fenster, um das Lachen in Gegenwart des ehrsamten Schwägerchens unterdrücken zu können.

„Ach ja, unsere Retzi,“ sagte die Rechnungsräthin, und eine Centnerlast fiel ihr vom Herzen.

„Anna, mein liebes Kind, führe schnell den Weiser Aren in die Küche.“



„Habe da famos neue Doppelpüchse, gezeiert auf einen Schuß zwei Treiber getroffen.“